Der Diamantmacher.

Von H. G. Wells. Autorisirte Uebersetzung von R. Ruben.

Geschäftliche Angelegenheiten hatten mich bis 9 Uhr Abends in Chancery Lane zurückgehalten. Dann ließ mich ein Anflug von Kopfschmerz zu Unterhaltung und weiterer Arbeit nicht mehr aufgelegt sein. So viel die hohen Klippen der schmalen Verkehrsstraßen vom Himmel sehen ließen, schien es ein angenehmer Abend zu sein, und ich beschloß, einen Spaziergang am Themse-Embankment zu machen, um meinen Augen Erholung zu gönnen und meinen Kopf beim Betrachten der verschiedenfarbigen Lichter auf dem Fluß abzukühlen. Ohne Zweifel ist der Aufenthalt an diesem Platz zur Nachtzeit der angenehmste; eine wohlthuende Dunkelheit verbirgt den Schmutz des Wassers, und die Lichter dieser Uebergangszeit, roth, grellgelb, gasgelb und elektrischweiß, zeichnen sich in schattigen Umrissen aller möglichsten Farbentöne vom Grau bis zum dunkelsten Violett ab. Durch die Bögen der Waterloo-Bridge zeigen hunderte von Lichtern die Rundung des Embankments an, und über seinem Schutzgeländer ragen, mattgrau vom Sternenlicht sich abhebend, die Westminsterthürme empor. Nur der schwarze Fluß unterbricht dann und wann plätschernd die Stille und stört damit das ruhige Bild der auf seiner Fläche sich spiegelnden Lichter.

„Eine warme Nacht", sagte eine Stimme neben mir. Ich wandte den Kopf und sah das Profil eines Mannes, der sich neben mir über das Geländer lehnte. Es war ein feines, nicht unschönes, wenn auch bedrücktes und blasses Antlitz. Der Rocktragen war hochgeschlagen und um den Hals zusammengesteckt. Ich fühlte, daß ich ein Bett für die Nacht sammt Frühstück zu bezahlen hatte, wenn ich Antwort gab.

Neugierig betrachtete ich ihn. Würde er mir etwas zu erzählen haben, was des Geldes werth war, oder war es der gewöhnliche Unfähige — unfähig sogar, seine eigene Geschichte zu erzählen? Aber der Grad der Intelligenz, den seine Stirn und seine Augen verriethen, und ein gewisses Zittern der Unterlippe beeinflußten mich.

„Sehr warm", sagte ich, „aber nicht zu warm für uns hier."

„Nein", sagte er, noch über das Wasser blickend; „hier ist es jetzt gerade... ganz angenehm."

„Es ist sehr gut", fuhr er nach einer Pause fort, „daß man so eine ruhige Ecke wie diese hier in London finden kann. Wenn man sich alle Tage über seine Geschäfte ärgert, um vorwärts zu kommen, Verpflichtungen nachkommen muß, Gefahren zu umgehen hat, da wüßte ich nicht, was man thun würde, wenn es nicht so friedliche Eckchen gäbe." Er sprach mit langen Pausen zwischen den Sätzen. „Sie werden auch wohl etwas von der aufreibenden Arbeit des Lebens kennen, sonst kämen Sie hier nicht her. Aber ich bezweifle doch, ob Sie so abgespannt sind, so wunden Fußes, wie ich es bin... Ach! manchmal zweifle ich dann, ob es sich der Mühe lohnt. Ich möchte dann wohl alles — Namen, Reichthum, Stellung — über den Haufen werfen und irgend ein einfaches Handwerk ergreifen. Aber ich wüßte, wenn ich meinen Ehrgeiz drangäbe — so stiefmütterlich er es mir auch lohnt —, dann würde ich nichts als Reue für den Rest meines Daseins empfinden."

Er schwieg, und ich sah ihn erstaunt an. Wenn ich jemals einen trostlos heruntergekommenen Menschen gesehen hatte, dann war es dieser Mann mir gegenüber. Er war zerlumpt und schmutzig, unrasirt und ungekämmt, und sah aus, als ob er eine Woche in einem Müllkasten gelebt hätte. Und dabei sprach er zu mir von den aufreibenden Strapazen eines umfangreichen Geschäfts. Ich lachte fast laut auf. Entweder war er verrückt, oder er machte einen traurigen Scherz über seine eigene Armuth.

„Wenn hohe Ziele und hohe Stellungen", sagte ich, „auch ihre Schattenseiten haben, wie harte Arbeit und Sorge, so bringen sie doch auch ihre Entschädigungen mit sich. Großer Einfluß, die Kraft, gutes zu thun, denen beizustehen, die ärmer und schwächer sind als wir."

Ich sprach, fortgerissen von dem Contrast zwischen seiner Erscheinung und seiner Rede. Er that mir leid, während ich ihm meine Ansicht auseinandersetzte.

Er richtete ein hageres, aber gefaßtes Antlitz auf mich und sprach: „Ich vergesse mich. — Natürlich würden Sie mich nicht verstehen."

Er maß mich einen Augenblick mit den Augen...

„Es ist zweifellos sehr absurd. Sie werden mir sogar nicht glauben, wenn ich es Ihnen erzählen werde, so daß es ziemlich ungefährlich sein wird, es Ihnen zu erzählen, doch wird es sicher wohlthuend für mich sein, wenn ich mich gegen irgend jemand ausspreche. Ich habe wirklich ein großes Geschäft in der Hand, ein sehr großes Geschäft. Aber jetzt gerade stoße ich auf Schwierigkeiten dabei. Die Sache ist nämlich die... ich mache Diamanten."

„Ich vermuthe", sagte ich, „daß Sie zur Zeit ohne Arbeit sind."

„Ich bin krank davon, weil man mir nicht glaubt", sagte er ungeduldig, und plötzlich seinen fadenscheinigen Rock aufknöpfend, zog er ein leinenes Säckchen hervor, das er an einer Schnur um den Hals trug, und brachte einen braunen Kiesel daraus zum Vorschein. „Es soll mich wundern, ob Sie so klug sind, daß Sie wissen, was das ist."

Er händigte mir den Stein ein.

Es ist so ungefähr ein Jahr, daß ich meine Muße dazu angewendet hatte, mir einen wissenschaftlichen Rang anzueignen, so daß ich flüchtige Kenntnisse in Physik und Mineralogie besaß. Das Ding war einem ungeschliffenen Diamanten nicht unähnlich, doch viel zu groß, fast so groß wie meine Daumenspitze. Ich nahm den Kiesel und sah, daß er die Form eines regulären Oktaeders hatte, mit den gekrümmten Flächen, die den edelsten Mineralien eigenthümlich sind. Ich zog mein Taschenmesser hervor und versuchte, etwas davon abzuschaben, — vergebens. Dann beugte ich mich nach der Gaslaterne vor und versuchte das Ding auf meinem Uhrglas; ich schnitt mir der größten Leichtigkeit eine weiße Linie quer darüber.

Ich blickte mit steigendem Interesse auf den Sprecher.

„Er ist wirklich einem Diamanten sehr ähnlich. Aber wenn es einer wäre, wäre es schon mehr ein Behemoth von einem Diamanten. Wie kommen Sie dazu?"

„Ich sagte Ihnen doch, daß ich ihn machte", sagte er. „Geben Sie ihn mir wieder!"

Er steckte ihn hastig fort und knöpfte sein Jacket wieder zu.

„Für hundert Pfund will ich ihn Ihnen verkaufen", flüsterte er plötzlich, begehrlich. Dadurch kehrte mein Argwohn zurück. Das Ding war allem Anschein nach nur ein Stück jener fast gleich harten Substanz Corundum mit der zufälligen Aehnlichkeit in der Form mit einem Diamanten. Oder wenn es wirklich ein Diamant war, wie kam er dazu, und wie kam er dazu, ihn für hundert Pfund anzubieten?

Wir sahen uns in die Augen. Er schien mir geldgierig, aber ehrlich, geldgierig. In diesem Augenblicke glaubte ich, es wäre ein Diamant, den er zu verkaufen versuchte. Doch ich bin kein wohlhabender Mann, hundert Pfund würden eine sichtbare Lücke in meinem Vermögen hinterlassen, und kein vernünftiger Mensch würde einen Diamanten bei einer Gaslaterne von einem zerlumpten Vagabunden allein auf seine persönliche Bürgschaft hin kaufen. Jedoch ein Diamant von dieser Größe zauberte eine Vision von vielen Tausend Pfunden herauf. Dann, dachte ich, solch ein Stein könnte kaum existiren, ohne in jedem Buche über Edelsteine erwähnt zu sein, und ich rief mir die Geschichte der Schmuggler und leichtfingerigen Kapkaffern ins Gedächtniß zurück. Ich schob die Frage des Ankaufs einstweilen bei Seite.

„Wie sind Sie dazu gekommen?" fragte ich.

„Ich habe ihn selbst gemacht."

Ich hatte schon etwas vom Moissan gehört, aber ich wußte, daß seine künstlichen Diamanten sehr klein waren, und schüttelte den Kopf.

„Sie scheinen etwas von dieser Sache zu verstehen. Ich will Ihnen etwas aus meinem Leben erzählen. Vielleicht denken Sie dann etwas besser über den Handel."

Er wandte dem Fluß den Rücken zu, steckte die Hände in die Taschen und seufzte.

„Ich weiß, Sie werden mir keinen Glauben schenken. Diamanten", begann er — und als er sprach, verlor seine Stimme den schwachen Anflug des Landstreichertones und bekam etwas von der leichten Sprache eines gebildeten Mannes — „sind herzustellen, indem man Kohle aus ihrer Zusammensetzung in eine entsprechende Schmelzung und unter einen entsprechenden Druck bringt; die Kohle kristallisirt sich dann nicht zu Schwarzblei oder Kohlenpulver, sondern zu kleinen Diamanten. Soviel wissen die Chemiker schon seit Jahren, aber noch keiner hat genau die richtige Schmelzung gefunden, in welche die Kohle zu bringen ist, oder genau den richtigen Druck, um die besten Resultate zu erzielen. Demzufolge sind die durch Chemiker hergestellten Diamanten klein und dunkel und werthlos als Juwelen. Jetzt habe ich, Sie mögen das wissen, mein Leben an die Lösung dieses Problems gesetzt — jawohl, mein Leben daran gesetzt.

„Ich begann, nach den Bedingungen des Diamantenmachens zu arbeiten, als ich siebzehn Jahre alt war, und jetzt bin ich zweiundreißig. Es schien mir, als ob es alle Gedanken und alle Energie eines Mannes für zehn oder zwanzig Jahre in Anspruch nehmen würde, aber wenn das auch der Fall war, das Spiel war ja auch des dabei verbrannten Oeles werth. Vorausgesetzt, daß einer endlich den richtigen Trick gefunden hätte, ehe das Geheimniß offenbar wäre, und Diamanten so gewöhnlich wie Kohle würden, könnte man Millionen damit erwerben — Millionen!"

Er machte eine Pause und sah auf, ob ich auch Interesse bezeige. Seine Augen funkelten hungrig.

„Ach", sagte er, „zu denken, daß ich dem Ziele so nahe bin und — hier!"

„Ich besaß so ungefähr tausend Pfund, als ich einundzwanzig Jahre alt war, und dies, dachte ich, wieder ergänzt durch etwas Unterrichten, würde für meine Untersuchungen ausreichen. Ein oder zwei Jahre verwandte ich auf das Studium, hauptsächlich in Berlin, und dann setzte ich auf eigene Rechnung fort. Das Unangenehme daran war die Heimlichkeit. Sie verstehen; wenn ich mich über das, was ich that, jemals ausgelassen hätte, würde es durch meine Zuversicht auch anderer Menschen angespornt haben, und ich behaupte keineswegs, ein so großes Genie zu sein, daß ich bei einem eventuellen Wettlauf auf die Entdeckung als Erster angekommen sein würde. Und Sie begreifen, daß es wichtig für mich war, wenn ich ernstlich vorhatte, ein Vermögen dadurch zu gewinnen, daß dann niemand wissen durfte, es wäre ein künstlicher Prozeß, mit Hilfe dessen ich im Stande war, Centner von Diamanten herzustellen. So mußte ich allein arbeiten. Zuerst hatte ich ein kleines Laboratorium, aber als meine Geldquellen zu versiegen anfingen, mußte ich meine Experimente nach einem verkommenen, kahlen Raum in Kentish Town verlegen, wo ich zuletzt auf einer Strohmatratze auf dem Fußboden zwischen all meinen Apparaten schlief. Mein Geld flog nur so weg, und ich mißgönnte mir alles, ausgenommen für wissenschaftliche Zwecke. Ich versuchte, durch Unterrichten etwas zu verdienen, aber ich bin kein guter Lehrer und habe weder akademischen Rang noch gute Vorbildung, ausgenommen in der Chemie, und ich fand, daß ich viel Zeit und Arbeit für bitter wenig Geld aufwenden mußte. Aber ich kam meiner Erfindung näher und näher. Vor drei Jahren löste ich das Problem der Composition der Schmelzungsmethode und eine gewisse Kohlenzusammensetzung in einem verschlossenen Kanonenrohr durch Zufüllen von Wasser, festen Verschluß und Erhitzung näher."

Er machte eine Pause.

„Ziemlich riskant", sagte ich.

„Ja. Es explodirte und zerschmetterte die ganzen Fensterscheiben und einen Theil meiner Apparate, aber ich gewann nichtsdestoweniger eine Art von Diamantpulver. Dem Problem folgend, einen starken Druck auf die geschmolzene Mischung, aus welcher die Dinge zur Kristallisirung kommen sollten, auszuüben, stieß ich auf die Untersuchungen Daubrees vom Pariser „Laboratoire des Poudres et Salpêtres". Er ließ Dynamit in einem fest verschlossenen Stahlcylinder, der zu stark zum Bersten war, explodiren, und ich fand, er konnte Steine in einem Schlamm zerquetschen, der dem südafrikanischen Bett, in dem die Diamanten gefunden werden, nicht unähnlich war. Es war eine fürchterliche Ausgabe für meine Verhältnisse, aber ich bekam für meinen Zweck einen Stahlcylinder nach seinem Muster. Ich packte all meinen vorräthigen Stoff mit den Explosivstoffen hinein, legte Feuer an in meinem Schmelzofen, schob den Kram hinein und — unternahm einen Spaziergang."

Ich konnte mich nicht enthalten, über diese trockene Manier zu lächeln.

„Dachten Sie nicht, daß das Haus davon in die Luft gehen könnte? Wohnten noch andere Menschen darin?"

„Es geschah im Interesse der Wissenschaft", sagte er entschuldigend. „Eine Hökerfamilie wohnte unter mir, ein Bettelbriefschreiber neben mir und zwei Blumenverkäuferinnen über mir. Vielleicht war es etwas gedankenlos. Einige von ihnen waren auch vielleicht aus.

Als ich zurückkam, befand sich das Ding noch gerade so, wie ich es verlassen hatte, zwischen den weißheißen Kohlen. Din Explosivstoffe hatten das Rohr nicht gesprengt. Und so stand ich einem Problem gegenüber. Sie wissen doch, die Zeit ist ein wichtiger Faktor bei der Kristallisation. Wenn man den Prozeß beeilt, sind die Kristalle klein, — nur durch langsame Behandlung erreichen sie eine gewisse Größe. Ich beschloß, eine zweijährige Abkühlungsmethode zu beobachten, und doch war ich schon ganz mittellos und besaß zur Unterhaltung eines steten Feuers, zur Miethe für mein Zimmer und zur Befriedigung meines Hungers kaum noch einen Pfennig.

Ich kann Ihnen nicht alle die Erwerbszweige nennen, mit denen ich mich über Wasser hielt, während ich Diamanten machte. Ich habe Zeitungen verkauft, Pferde beaufsichtigt, Cabthüren geöffnet und wochenlang Adressen geschrieben. Ich hatte eine Stelle als Assistent eines Mannes, der Kartenhandel betrieb, und pflegte an der einen Straßenseite auszubieten, während er es an der anderen that. Einmal konnte ich eine ganze Woche lang absolut keine Arbeit finden, und da bettelte ich. O, was war das für eine Woche! Eines Tages wollte das Feuer ausgehen, und ich hatte schon tagelang nichts gegessen, da gab mir ein junger Mensch, der sein Mädchen spazieren führte, einen Sixpence — um sich aufspielen! Dank Dir, Himmel, für die Eitelkeit! Wie die Fischläden dufteten! Doch ich wandte mich ab und kaufte nur Kohlen dafür und hatte den Ofen wieder rothglühend und dann — Hunger macht den Menschen zum Narren.

Endlich, vor drei Wochen, ließ ich das Feuer ausgehen. Ich nahm den Cylinder und schraubte ihn los, während er noch so heiß war, daß ich mir die Hände daran versengte, und ich kratzte mit einem Meißel eine lavaähnliche Masse aus den Brödeln und zerkleinerte sie auf einer eisernen Platte zu Pulver. Und ich fand drei große Diamanten und fünf kleinere. Als ich hämmernd auf dem Boden saß, öffnete sich meine Thür, und mein Nachbar, der Bettelbriefschreiber, kam herein. Er war wie gewöhnlich betrunken. „Anarchist!" sagte er. „Sie sind betrunken!" sagte ich. „Zerstörender Hallunke!" sagte er. „Scher' Dich zu Deinem Vater!" sagte ich, den Vater den Lügen meinend. „Das macht nichts", sagte er und zwinkerte mir listig dabei zu und schluckte dabei und lehnte sich an die Thür und fing an zu schwatzen, daß er in mein Zimmer gespäht habe, und daß er morgens auf der Polizei gewesen wäre, und daß sie alles aufgeschrieben hätten, was er ihnen gesagt hatte, — gerade, als ob er ein Gentleman wäre, sagte er. Da begriff ich plötzlich, daß ich mich in einer Patsche befand. Entweder ich mußte der Polizei mein kleines Geheimniß preisgeben, und die ganze Sache wurde aufgehoben, oder ich würde als Anarchist eingesteckt. Da ging ich auf meinen Nachbar los, packte ihn am Kragen und schüttelte ihn etwas durch, und dann nahm ich meine Diamanten und rückte aus. Die Abendzeitungen nannten meine Bude die Bombenfabrik von Kentish Town. Und nun kann ich mich für Liebe und Geld nicht von den Dingern trennen.

Gehe ich zu respektablen Juwelieren, dann fragen sie, ich möchte einen Augenblick warten, und gehen hin, flüstern mit einem ihrer Commis, daß er schnell einen Polizisten herbeiholen solle, und dann sage ich, daß ich nicht warten könne. Auch einen Hehler gestohlener Waaren fand ich aus, und er behielt ihn einfach und sagte, ich sollte ihn nur verklagen, wenn ich ihn wieder haben wollte. Und so wandere ich mit einigen Diamanten im Werthe von Hunderttausenden Pfunden Sterling am Halse und habe weder Nahrung noch Obdach. Sie sind der erste Mensch, den ich in mein Vertrauen zog. Aber Ihr Gesicht gefällt mir und die Noth treibt mich."

Er sah mir in die Augen.

„Es würde eine Tollheit von mir sein," sagte ich, „unter diesen Umständen einen Diamanten zu kaufen. Außerdem trage ich keine Hunderte von Pfunden in der Tasche, wenn ich auch von Ihrer Geschichte mehr als die Hälfte glaube. Kommen Sie morgen, wenn Sie das wollen, auf mein Bureau..."

„Sie meinen, ich wäre ein Dieb!" sagte er spitzig. „Sie wollen der Polizei Bescheid sagen. In die Falle gehe ich nicht."

„Ich glaube bestimmt nicht, daß Sie ein Dieb sind. Hier ist meine Karte. Nehmen Sie die auf jeden Fall! Sie brauchen ja nicht auf Verabredung zu kommen. Kommen Sie, wann Sie wollen!"

Er nahm die Karte und ein Handgeld meines guten Willens.

„Denken Sie besser darüber und kommen Sie!" sagte ich.

Er schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Ich werde Ihnen diese halbe Krone eines Tages mit Zinsen zurückzahlen, mit Zinsen, die Sie in Erstaunen setzen sollen", sagte er. „Wie dem aber auch sei, wollen Sie mein Geheimniß wahren?... Folgen Sie mir, bitte, nicht!"

Er ging über die Straße und verschwand in der Dunkelheit nach den kleinen Stufen des Hauptbogens in der Essexstreet zu, und ich ließ ihn ziehen. Und danach sah ich ihn nie wieder.

Später empfing ich noch zwei Briefe von ihm mit der Bitte, ihm Banknoten — keine Checks — an eine gewisse Adresse zu senden. Ich überlegte mir die Sache und that, was ich für das Richtige hielt. Einmal, als ich gerade aus war, sprach er bei mir vor. Mein Bursche beschrieb ihn mir als einen hageren, schmutzigen und verkommenen Menschen mit einem furchtbaren Husten. Er hinterließ mir keine Bestellung. Das war das Letzte von ihm, so weit meine Geschichte geht. Ich sinne manchmal darüber nach, was aus ihm geworden ist. War es ein ingeniöser Irrsinniger oder ein betrügerischer Händler mit Kieselsteinen, oder hat er wirklich Diamanten gemacht, wie er behauptete? Das letztere ist gerade glaubwürdig genug, um mich manchmal denken zu lassen, daß ich die beste Chance meine Lebens verpaßt habe. Er mag natürlich todt sein, und seine Diamanten sind vielleicht achtlos beiseite geworfen; einer davon, ich wiederhole es, war fast so dick wie mein Daumen. Oder vielleicht wandert er noch umher und versucht, sie zu verkaufen. Ebenso gut auch ist es möglich, daß er einst in der Gesellschaft auftaucht, und zwar über meinem Horizont, in jener lichten Höhe, die den Reichen und Hervorragenden geweiht ist, und tadelt im stillen meinen Mangel an Unternehmungsgeist.

Manchmal denke ich, ich hätte wenigstens fünf Pfund riskiren sollen.

Verlorener Sieg.

Von Georg Faehndrich.

Die kleine Agathe war seit einiger Zeit mit Lieutenant Franz von Hagen verlobt. Ich weiß nicht mehr, bei welchem Cavallerie-Regiment er stand. Jedenfalls hatte er einen schönen Schnurrbart und viel Geld.

Concours hippique! An jenem Tage, wo so viel Reichthum zur Schau getragen wird, an Toiletten auf der Tribüne, an schönen Pferden auf dem Rasen, wollte auch Franz reiten. Wie sehr hatte Agathe sich darauf gefreut! Der schöne Mann auf dem schönen Pferde, in seiner glänzenden Uniform — in die hatte sich Agathe besonders verliebt, ach, sie war ja noch so jung! — er würde Allen gefallen. Und zu denken, daß vielleicht in manchem Herzen einer schönen Frau die Sehnsucht nach einem solchen Manne pochen würde, unbefriedigt, daß sie allein aber ihn besaß, sie, die kleine Agathe, die noch vor Kurzem ihre Liebhaber nur unter den Primanern hatte — es war gewiß ein schöner Gedanke, den auch ein so verständiges Mädchen wie Agathe nicht leicht von sich wies. Und wenn sie daran dachte, daß Franz vielleicht einen Preis davontrüge, eine goldene Schleife oder dergleichen, dann erwachten in ihrem regen Geiste stolze Bilder, wie sie sich ihr zuerst vor Jahren, auf der Schulbank eingeprägt hatten. Sie sah sich wie auf einem Throne sitzen, und vor ihr kniete ein edler Ritter in strahlender Rüstung und legte den errungenen Preis, um den ihn die Menge bejubelt hatte, demüthig ihr zu Füßen, um nur in ihren Augen ein Leuchten, um ihre Lippen ein Lächeln zu sehen.

Solche Gedanken gingen Agathen in den letzten Tagen durch den Sinn, wenn sie nichts zu thun hatte; und das war recht häufig der Fall.

Dann aber kam ihr eine Nachricht, die ihr die ganze Vorfreude auf den Sporttag verdarb — nicht aus Franzens Munde, nein, in der gedruckten Anzeige las sie es.

Einer der Glanzpunkte des Tages sollte das Wettspringen über die hohe Barriere werden, und unter denen, die sich für diesen Wettbewerb gemeldet hatten, war Franz von Hagen. Er hatte ihr davon nichts gesagt. Warum nicht? Er wußte, daß sie den halsbrecherischen Sport nicht leiden konnte. Warum that er es dann? Ihrethalben mochte er reiten, so viel er wollte, reiten und fahren, mit Zweien neben- und hintereinander, mit Vieren und Sechsen, aber springen?

Nein, das sollte er nicht. Glaubte er etwa, daß sie mehr als nöthig furchtsam wäre, und wollte er es ihr nur darum nicht vorhersagen? Bewahre, sie war gar nicht furchtsam. Vor ihrer Verlobung war sie auch tollkühn gewesen, über Gräben und Hecken geritten, daß die Funken stoben und der Sand spritzte. Aber wenn man Jemand lieb hat, der einen wieder liebt, dann bricht man sich doch nicht so tollkühn den Hals! Denn daß er sich den Hals dabei brechen würde, das war in ihrer zärtlich besorgten Seele schon ganz sicher geworden. Nein, dann war ihr die ganze Lust vergangen, dann mochte sie auch gar nicht hinausfahren und zusehen. Mag er dann springen und stürzen so viel er will!

Am Vormittag des großen Tages lag sie auf der Chaiselongue und starrte über einen schlechten Roman in die Luft, als sie Franzens Sporen im Vorzimmer hörte. Sie stand auf und ging ihm entgegen, ein wenig erregt. Und dann begann sie ihre Rede, die sie sich schon, ach, seit drei Stunden zurechtgelegt hatte:

„Wie kannst du so leicht dein Leben auf's Spiel setzen, um eines Nichts willen, nur zum Vergnügen! Gerade als ob mich Leute da wären, denen vor Angst dabei das Herz springen würde. Nein, das darfst du nicht thun. (Sie war schon den Thränen nahe.) Wenn du gut bist, dann quälst du mich nicht so grausam. Nicht wahr, du läßt das dumme Springen sein?"

Er war ganz erstaunt.

„Was ist denn da weiter bei? Die Sache ist ganz ungefährlich. Victor ist ein famoses Pferd. Ich habe noch nie einen so guten Springer gesehen. Der geht ohne Zucken über die Barriere, glatt wie ein Pfeil. Und jetzt bin ich täglich im Stall gesprungen, weit höher, als ich es heute Nachmittag thun werde."

„Ach nein, Franz, du läßt es heute Nachmittag bleiben. Und von alledem hast du mir gar nie etwas gesagt. O, Franz!"

„Aber Kind, ich verstehe dich gar nicht. Das ist doch etwas so Nichtiges, daß man davon gar nicht redet."

Aber er ist ein guter Junge. Wie er sieht, daß es in ihren Augen blank wird, gibt er nach.

„Du kleines, furchtsames Mäuschen! Wenn du es denn gar nicht haben willst —"

„Nein, ich will es nicht!"

„Dann werde ich es wohl nicht dürfen."

„Nein, du darfst nicht."

Er küßte ihr die Thräne fort, die auf ihre Hand gefallen war. Da lachte sie wieder wie die liebe Sonne.

Nachdenklich stieg Franz von Hagen die Treppe hinunter. O diese Launen! Er schüttelte den Kopf und runzelte die Stirn.

„Nun, Kamerad, darf man schon den Helden des Tages beglückwünschen? Wollen doch —"

Franz dreht sich um und begrüßt die Bekannten.

„Ich springe nicht mit!"

„Was der Teufel! Sie springen nicht? Aber sie stehen doch im Programm!"

„Ja, ich werde aber wohl nicht theilnehmen dürfen."

„Wieso denn nicht?"

Er erzählte ihnen die Geschichte mit der kleinen Agathe. Sie lächeln, aber sie sagen nichts. Wenn Franz dieses Lächeln gesehen hätte, das heißt, gesehen hat er es wohl, aber wenn er es verstanden hätte, so hätte er empört sein müssen.

Agathe war außerordentlich vergnügt, als sie am frühen Nachmittag in ihrer Loge auf dem Rennplatze saß, in dem bunten Meer von luxuriösen Kleidern, schwarzen Röcken und Uniformen. Es war sehr warm, die Sonne blitzte überall auf blanken Knöpfen und Geschirren. Franz fühlte sich sehr wohl in der schattigen Loge, in dem Dufte von Agathens Spitzen und der gelben Rosen.

Dann ging er hinunter, um den Goldfuchs zu reiten. Er würde wohl nicht gleich wieder herauftommen, sagte er, sondern während des Wettspringens im Stalle oder sonstwo bleiben, denn das könnte er nun gar nicht mit ansehen, wie ein Anderer ihm den Lorbeer wegnähme.

So sagte er; ja wahrhaftig, das bekam er fertig. Dann kam die Concurrenz, in der er den Goldfuchs ritt. Er bekam den dritten Preis.

Den dritten Preis! Das gefiel nun Agathen auch nicht. Etwas Besseres hatte sie denn doch gehofft. Sie biß sich auf die Lippe. Da hätte er ja besser gethan, sich gar nicht zu betheiligen. Was mußte er nun empfinden! Er würde ihr jetzt sicherlich Vorwürfe machen, zum Mindesten im Stillen, daß sie ihm verboten hatte, mit Victor mehr Ehre zu ernten. Wie, wenn sie rasch zu ihm schickte und ihm sagen ließ, daß sie ihm erlaubte, mitzuspringen? Aber nein, wie sie nur daran denken konnte! Wenn dann etwas passirte, so hatte sie sein Unglück auf dem Gewissen. Nein, dann wollte sie sich doch noch lieber mit dem dritten Preis begnügen, als daß sie den guten Franz in Gefahr kommen ließe.

Die Bahn war inzwischen wieder frei geworden. Sie hatte Franz nach den Ställen zu reiten gesehen. Sie lehnte sich bequem zurück und hielt sich die Rosen vor das Gesicht, um ihren Duft voll einzuathmen. Sie empfand so recht froh ihre Sorglosigkeit und plauderte lustig mit ihren Verwandten neben ihr in der Loge, während unten die Barriere aufgerichtet wurde und das Springen begann.

Erst ganz niedrig, so daß alle Startenden das Hinderniß mühelos nahmen. Dann erhöhte man; mehrere Pferde verzichteten schon. Die Zuschauer auf den Tribünen waren aufgestanden, um besser zu sehen, oder vor Erregung. Ein vielstimmiger Zuruf begrüßte jeden neuen Sprung. Indessen ging Alles glatt, Niemand stürzte. Als man fünf Balken nach und nach auf die ursprüngliche Barriere gelegt hatte, so daß eine bedeutende Höhe erreicht war, gelang es nur noch einem Schweden, auf einem kleinen, flinken Gaul, glatt hinüberzufetzen. Er versuchte es auch noch mit sechs Balken, aber das Pferd wollte nicht mehr hinüber, trotz vieler Prügel. Gleichwohl schien der Sieg dem Ausländer sicher, als plötzlich noch ein neuer Concurrent erschien. Agathe sah ihn schon von ferne heranreiten, sie wurde todtenbleich, das Herz klopfte ihr heftig: es war Lieutenant Hagen auf Victor.

Wie er eilig dahergeritten kam, blieb ihr keine Zeit zu irgend einem Gedanken. In ihrer Angst achtete sie auf Niemand um sich her. Sie stieg auf den Stuhl und winkte mit dem Sonnenschirm. Was wollte sie? Dachte sie, er könnte sie bemerken und zurücktreten? Das wußte sie wohl selbst nicht. Er konnte sie ja nicht unter der großen Menge heraussinden. Und doch schien ihr, als blickte er nach ihr — noch kurz vor dem Hinderniß.

Zu spät, das Pferd kam daher und sprang — über sechs Balken. Plötzlich, in der Luft, machte der Reiter eine ruckartige Bewegung. Hatte er den Zügel verloren? Man wußte es nicht. Im selben Moment schrieen einige der Umstehenden auf, der Reiter lag im Sande. Das Pferd hatte den obersten Balken mit dem Vorderhufe heruntergerissen, und der Lieutenant war über seinen Hals geschleudert worden. Im Nu aber war er wieder auf den Beinen, er hatte sich nichts verletzt. Er winkte mit etwas gezwungenem Lächeln nach der Seite hinauf, wo er Agathen sitzen wußte, klopfte sich etwas den Sand ab und ging auf das Pferd zu, das mit zitternden Seiten in der Nähe stand.

„Ich springe sofort noch 'mal!"

Die dabei stehenden Preisrichter widerriethen: „Lieutenant, machen Sie doch keinen Unsinn! Jetzt, wo Sie viel zu aufgeregt sind!"

Lieutenant von Hagen blieb dabei und ritt zum Anlauf.

Agathe war inzwischen in heftigster Erregung. Als sie Franz stürzen sah, lief sie hinunter. Sie hatte nur ein Gefühl: den Schmerz um dem Verunglückten. Ihr Gedanke war: helfen, was zu helfen ist. — Dann sah sie, daß er unverletzt war. Sie sah, wie er hinaufwinkte nach ihrem Platze, ohne von ihm im Gedränge bemerkt zu werden. Und dann kam der Umschlag ihrer Empfindungen, nachdem ihre Angst plötzlich aufgehört hatte. Sie war empört über den Treulosen, der das ihr gegebene Versprechen in den Wind schlug, über den Herzlosen, der ihre Liebe und Sorge mit Füßen trat, über den Heuchler, der ihr vorhin so lustig zugelächelt hatte, als er neben ihr saß, der aber sklavisch einen Götzen anbetete, den Ruhm, und sie ihm opferte.

Daß er nun noch einmal springen wollte, ließ sie kalt. Ob er nun siegte oder fiel — er hatte sie verrathen. Nun wollte sie fort, so schnell wie möglich. Sie ging in die Loge und verlangte nach Hause. Man willfahrte ihr sofort, denn sie sah ganz krank aus. Als sie dem Ausgange der Bahn zueilte, hörte sie hinter sich die lauten Zurufe des Publikums.

Lieutenant von Hagen hatte die Barriere glatt genommen und sich damit den ersten Preis verdient. Auch der Schwede hatte den Sprung noch einmal versucht, aber vergeblich. Franz wurde von Bekannten umringt, die ihn beglückwünschten. Ein paar forderte er auf: „Kommen Sie, das müssen wir mit einem guten Glase begießen. Ich will nur erst zu meiner —"

Aber wie entsetzt war er, als er die Loge leer fand. Er war noch immer verdutzt, als ihm Agathe nach einigen Wochen und anderen Mißverständnissen den Ring zurückgab. „Bloß weil ich ihr den Gefallen nicht gethan habe! Aber Victor war doch solch' famoses Pferd!"

Er ist immer derselbe.

Ein alter Minister kam nach 40jähriger Abwesenheit wieder einmal in seine Universitätsstadt und ließ sich das alte, liebgewordene Universitätsgebäude zeigen.

„Ach, dieselben alten Gänge!" rief er entzückt beim Eintritt aus. „Ach, dieselben alten Gänge!"

Man öffnete einen Hörsaal.

„Und dieselben alten Hörsäle! Dieselben alten Hörsäle!"

Beim Verlassen des Hauses begegnete ihm ein junger Student, Arm in Arm mit einer jungen Dame.

„Derselbe alte Brauch!" sagte er gerührt, „derselbe alte Brauch!"

Der Student trat auf ihn zu.

„Entschuldigen Sie, mein Herr! Diese Dame ist meine Schwester."

Da glitt ein Lächeln über das Antlitz des alten Herrn: „Ach, und dieselbe alte Entschuldigung!"

— Einschränkung. Vegetarier: „Sie genießen Fleisch?" Gast (ein Beefsteak verzehrend): „Aber nur von pflanzenfressenden Thieren!"

Frauenerwerb in England.

Mehr als 50 Jahre ist es her, seit Charlotte Brauté in „Shisley" ihre Heldin, Rose York, ausrufen ließ: „Macht uns Frauen zu tüchtigen Arbeitern, die befähigt sind, sich ihren Unterhalt zu erwerben, das erst kann uns zu guten, nützlichen, gesunden Menschen mit Selbstachtung machen!" — Wie weit hat man sich seit dem Jahre 1849, in dem das Buch erschien, dem Ideal Charlotte Brautés genähert? Und gilt es heute noch als Ideal der Frauen? Diese Fragen wirft Miß Collet in ihrem soeben in London unter dem Titel „Educated Working Women" erschienenen Buche auf. Sie geht in ihren interessanten Untersuchungen auf die Art der Beschäftigung ein und hebt hervor, daß sich ein großer Unterschied zwischen männlicher und weiblicher Arbeit geltend mache. „Der Mann verlangt im allgemeinen" — Miß Collet spricht von England — „weiter nichts, als daß seine Arbeit ehrenhaft und einträglich ist. Sie braucht nicht interessant oder erhebend oder heroisch zu sein. Die meisten Frauen aber wünschen einen Beruf zu haben, dem sie sich mit Herz und Seele ergeben können. Die Gründe sind nicht weit zu suchen. Der Mann lebt, früher oder später, für seine Familie, die berufsthätige Frau steht allein. Darum ist die Art ihrer Arbeit für sie ungleich wichtiger als für den Mann. Ihrer ganzen Natur nach ist das ein wichtiger Faktor; und selbst wo gute Bezahlung als Compensation für uninteressante Arbeit geboten wird, wird eine Frau niemals die hohe Bezahlung werth sein, wenn die Arbeit sie nicht wirklich interessirt. Es findet sich daher das paradoxe Resultat, daß im allgemeinen diejenigen Frauen am meisten verdienen, die ihre Arbeit um der Arbeit selbst willen gewählt haben."

Wie stellen sich nun die Ausgaben der erwerbenden Frau, die in gewisser Weise in Wechselwirkung zu den Einnahmen stehen? Man hört oft als Begründung für die geringere Entlohnung der Frau, daß „sie nicht so viel gebrauche wie der Mann". Vielleicht gar fürchten diese Philanthropen, die bessere Entlohnung würde einen schädlichen Einfluß auf das Gemüth der Frau haben. Miß Collet ist jedenfalls der gegentheiligen Ansicht, und sie ist nicht geneigt, die Kunst der Frau, mit wenig auszukommen, als eine Tugend zu betrachten. Ihre Anspruchslosigkeit stellt sich vielmehr geradezu als ein Fluch dar, ganz besonders, wenn sie mit mangelnder Voraussicht Hand in Hand geht. Zum bloßen Leben reicht freilich wenig hin, aber der erwerbthätige Mensch muß sich auch frisch und arbeitsfähig für die Zukunft erhalten. Daß das bedeutend theurer ist, als nur sein Dasein zu fristen, das wird bedauerlicherweise weder von der arbeitenden Frau, noch von ihrem Arbeitgeber genügend in Erwägung gezogen